

DER NEANDERTALER WALD

1.

Wälder gibt es genau zwei.

Einer ist der Andertaler Wald und der andere nicht.

Das Gegenteil vom Andertaler. Der Neandertaler.

Irgendwo zwischen diesen beiden Wäldern steht am Ufer des Himmels, als schwarzes Staubkorn in einer blauen Träne, das Häuschen der alten Benigna.

Was den ersten, den Andertaler Wald angeht, da gibt es keine Unklarheiten. In ihm leben wir. Menschen, Vögel, allerlei Getier. Dumme Kinder, Kleinvieh und duftende Blumen. In diesem Wald gibt es Seen und Flüsse, die Rente, die sie aus dem Dorf bringen, und das Fernsehen, den Ersten Kanal. Und Autos, die im Hof tiefe Reifenspuren hinterlassen, in denen das Wasser bis zum Sommer nicht wegtrocknet. Und den Himmel in diesen Spuren. Diesen flüchtigen, friedlichen Himmel. Diesen Himmel, den die Hühner trinken und der im Morgenrauen von dünnem Eis getrübt wird. Hier rührt dich niemand an, und falls doch, ja meine Güte, der Schmerz lässt bald wieder nach.

Im zweiten, dem Neandertaler Wald ist alles anders.

In diesem zweiten Wald musst du die Schleichwege kennen. Finster ist es dort, warm, und immer ist alles in Rotlicht getaucht, wie bei einer Feuersbrunst. Die Pflanzen dort brennen dich wie die feurigsten Brennesseln, als gäbe die Brennesselkönigin persönlich hier einen Ball, alle schreien, aber du darfst nicht drauf hören, sonst schreist du selber drauflos und gehst verloren auf den krummen Wegen. Immer nach vorn schauen, nicht umdrehen, nur deinen Weg gehen und mit niemandem reden. Die Leute da sind seltsam, braten sich Knochen auf Kohlen und sagen so kummervoll: »Huuu,

huuu ...« Wie so Ausländer. Dort im Wald darf man sich nicht lange aufhalten. Was du mitbringst, legst du bei einem Baumstumpf ab, bei Vollmond, bei einem ins Gras gebreiteten Jackett und sagst unverzüglich: »Ich geh nun fort, kam zu früh an den Ort.« Und gehst dann schleunigst nach Hause, solange der Durchgang noch offen ist.

In diesem anderen, dem Neandertaler Wald ist noch niemand gewesen. Sie dürfen da nicht rein, die in unserem Andertaler Wald leben. Nur sie darf komischerweise. Schlimm ist es mitunter, so schlimm, dass Benigna sich schwört: »Ich geh nicht mehr, ich geh nicht, ich geh nicht« – und dann geht sie doch wieder. Sonst kann ja niemand. Weil die Leute schreien, weil die Kinder heulen, weil die Autos kommen, eins nach dem anderen. Benigna ist ja auf diesen Waldwegen daheim, aber wie willst du das einem anderen erzählen?

Also bleibt sie stumm.

Die alte Benigna hatte sich nie gefragt, woher sie das alles wusste. Sie wusste es einfach, und gut. Und sie wechselte von Wald zu Wald, wenn es sein musste. Fast wie ihre Schwester, die weit weg lebte, im Grenzgebiet, und jeden Sonntag über die Brücke ins Ausland ging. Aber Benigna hatte ihre Schwester lange nicht gesehen, sie müsste ihr mal einen Brief schreiben, aber wie? Vier Augen, zwei eigene, tiefblau, und zwei aus Glas. Und wie zum Trotz wollte keines davon richtig sehen. Nicht mal im Fernseher hätte sie sich was ordentlich anschauen können, auch wenn er nicht kaputt gewesen wäre. Aber er war kaputt und niemand da, ihn zu reparieren.

Da war nur sie.

Und die zwei Wälder.

Benigna war so alt, dass niemand mehr wusste, wo sie eigentlich herkam. Und wenn es wer erfahren hätte, er hätte es nicht geglaubt.

Kaum vorstellbar, dass jemand sie geboren hatte.

Schon eher eines Tages im Heimatmuseum gefunden, zwischen Mahlstein und Webstuhl. Gefunden und am Waldrand ausgesetzt, möglichst weit weg von den Menschen. Ohne zu wissen, dass es zwei Wälder gab.

Benigna war eine bekannte Flüsterin. Die Städter kamen mit ihren Autos zu ihr, als führen sie Wettrennen. Als würde Benigna dem, der zuerst kam, Flüsterskonto gewähren. Am größten war der

Andrang im Frühjahr, wenn die Verzweiflung sich in den Kehlen der Menschen festsetzte, wenn es im Andertaler Wald so kalt und schrecklich war, dass man sich am liebsten aufgehängt hätte. Was einige ja auch taten. Die meisten sprangen aber in ihre Autos und rasten an den Ort, an dem Benigna lebte. Sie klopfen an die Tür ihres Häuschens und blickten der Alten hoffnungsvoll in die Augen.

Dann nahm die alte Benigna den Menschen ab, was sie überhatten, und ging in den Neandertaler Wald.

Die alte Benigna nahm für ihre Heilungen kein Geld. Und sie war nie jemandem böse, höchstens einmal ihrem Kater, wenn der sich einfallen ließ, ihr im Haushalt helfen zu wollen. Der Kater warf gern ihre Brille runter: Er passte einen Moment ab, in dem Benigna nicht hinsah, sprang auf den Tisch, stieß die Brille mit der Pfote an, und die flog in das tiefe, bodenlos tiefe Dunkelgrau des Hauses, in dem man wohl eine im Vorjahr verlorene Nadel finden konnte, niemals aber etwas, das man wirklich brauchte. Und der Kater blickte sie vom Tisch aus erstaunt an, als wäre die Brille gerade ihm selbst von der Nase gehüpft.

»Hoffmann, da soll dich doch!«, schimpfte die alte Benigna auf den Kater.

»Da soll mich«, pflichtete ihr der Kater bei und wandte sich wieder seinen eigenen Dingen zu.

Deshalb war die Brille vielfach gesprungen, wie das Eis in den Reifenspuren. Aber nicht einmal ihrem Kater konnte die alte Benigna ernsthaft böse sein. Obwohl sie auf der Suche nach ihren »Augen« auf dem Fußboden herumkriechen musste und anschließend lange, endlos lange dafür brauchte, ihren Rücken wieder geradezubiegen – Benigna glaubte jedes Mal, er bliebe krumm und sie würde nun einfach zu einem alten vertrockneten Rad, das in Kürze in die Diele rollen und dort stehen bleiben würde. Endgültig.

In Ewigkeit.

Als Benigna das erste Mal gespürt hatte, dass sie ein Rad werden könnte, hatte sie aufgehört, böse zu sein auf die Welt. Auf das Schicksal, auf Tiere, Pflanzen, Autoritäten. Auf Kinder, die selbst nicht wussten, was sie daherredeten. Und Kinder wurden häufig zu ihr gebracht.

Gerade letztens wieder.

»Du, Onkel, bist du in echt ein afrikanischer Sklave von der Plantage?«

262 »Was redest du denn da, ich hab dir doch gesagt, das ist eine alte Frau, eine Babuschka. Darf er Babuschka zu Ihnen sagen?«

»Mama, die sieht aber echt aus wie ein gefolterter Neger.«

»Halt den Mund! Wie oft denn noch, halt endlich den Mund! Wie blöd kann man sein! Achten Sie nicht auf ihn, er ist einfach ...«

»Ich sag nicht Babuschka zu der! Meine Babuschka ist noch in Minsk. Und die ist keine Babuschka, sondern ein Neger! Mi-Ma-Mohrenkopf!«

Der Junge warf sich auf die Erde, das Gesicht in eine Pfütze, schüttelte den Kopf und fing an zu blubbern. Sie nahm ihn am Kragen, an den Haaren, am Hals, da stand er wieder aufrecht, schmutzig, glücklich und schrecklich, wie eine ausgerissene Hackfrucht, und wollte nicht aufhören zu schreien.

»Mi-Ma-Mohrenkopf, ene mene Nasentropf«, war das Echo so gleich wieder da.

Die Mutter ließ ihn los, wollte ihm eine Kopfnuss verpassen, hob schon die Hand, hielt sich aber zurück. Drückte nur seinen schmalen Arm und sah die alte Benigna an, hilflos und hasserfüllt. Da verstummte der Junge plötzlich.

»Helfen Sie uns, Babuschka«, sagte die Frau, aber Benigna hörte eine andere Stimme. Schon die der Frau, aber anders. Die innere, wahre, zurückgehalten im Bauch.

»Jetzt heil ihn schon, mach hin, wenn du kannst, wenn du so einen Ruf hast«, hörte Benigna. »Heil ihn!« In der Handtasche der Frau klingelte das Telefon, aber hier gab es kein Echo, keinen Reim. »Heil ihn, alte Quacksalberin, Hutzelhexe du, Tatterbabka, was stehst du da, heil ihn, ich kann nicht mehr, ich schlag ihn heut noch tot, erwürg ihn, ersäuf ihn in der Wanne und häng mich dann selber auf. Oder besauf mich besser. Ich besauf mich. Fein Haferschleim, es leb der Wein, lass 'ne Wanne ein und wein, wein, wein.«

Benigna lächelte grimmig, so grässlich, dass dem Jungen Tränen in den Augen blitzten. Wie Tau im morgendlichen Gras. Sie nahm ihn bei der Hand – Hühnerhaut, kalt und hubbelig, die wollte man

mit warmem Blut abreiben, mit seiner Knoblauchberührung erwärmen. Kalt, kalt war der Andertaler Wald im Monat März.

263 Benigna sagte nichts, senkte den Kopf und führte den Jungen in ihre Kammer hinterm Ofen. Die Mutter zog mit einem heftigen Seufzer eine Zigarette hervor. Hoffmann beobachtete missbilligend, wie sie daran zog, hustete und den Mantel enger schloss – sie ihrerseits schnippte hektisch mit dem Finger die Asche in seine Richtung.

Der Junge tappte brav neben Benigna her und sah ihr ins Gesicht.

Ein schwarzes, greisenhaft grobporiges, wie eine gusseiserne Pfanne verbackenes Gesicht, dicklippig, mit gekräuselten grauen Härchen am Kinn, dem kleinen feuchten Dotter der Augen, in dem die blaue Iris schwamm. Benigna war kleiner als der Junge, und trotzdem hatte er Angst vor ihr. Niemand wollte mit ihr in den Neandertaler Wald gehen. Sie nahm aber auch keinen mit. Käme eh niemand rein. Nicht mal mit ihr.

In der Kammer stellte sie ihn vor sich hin und machte sich daran, ihn auszuziehen. Sie löste den Schal, nahm ihm die Mütze ab, knöpfte mit zitternden Händen die Jacke auf. Sie zog die Menschen immer selber aus, da sie regelmäßig etwas in den Falten ihrer Kleidung verbargen. Benignas Hände arbeiteten routiniert wie beim Kartoffelverlesen. Und er war auch tatsächlich wie aus warmer Kartoffel gemacht, dieser Bursche. Bald stand er nackt vor ihr, dem Ofen zugewandt, mit fest zusammengekniffenen Augen, die Lippen blutig gebissen. Er schlotterte, als hätte er hohes Fieber. Sie sah sich den Körper genau an: Schleppte er nicht mit sich herum, was er überhatte? Sie fand es, legte es sich in die eine Hand, bedeckte es mit der anderen, stürzte es um, drückte es vorsichtig zusammen und blickte dem Jungen in die Augen.

»Bleib du hier stehen«, flüsterte Benigna nur mit den Lippen. »Geh nirgendwo hin, hörst du, bleib stehen, ich spute mich, hin und zurück.«

Der Junge hörte nichts. Es war, als wehte ihn ein Wind an. Trocken und heiß wie aus dem Handtrockner in der Toilette des Kindercafés.

Und schon ist Benigna wieder unterwegs auf allein ihr vertrauten Pfaden, trägt in der Hand, was über ist, ohne links und rechts auf etwas zu hören oder zu treten. »Huuu, huuu«, heulen sie ihr bald von der

einen, bald von der anderen Seite zu, aber niemand verfolgt sie, niemand kreuzt ihren Weg, niemand fragt danach, was sie da in der Hand hält. »Was habt ihr denn, hm, was habt ihr denn?«, murmelt die alte Benigna stumm, während sie als Rad durch den Neandertaler Wald auf den geheimen Stumpf zurollt. »Immer nur ›hu, hu‹ und ›hu, hu‹, ich würd euch ja füttern, aber ihr immer mit euren ewigen Knochen. Unmenschen ihr, und trotzdem tut ihr mir leid, man sollte euch allen über den Schädel streichen, euch hinter den Ohren kraulen, vielleicht wärt ihr dann still und müsstet endlich nicht mehr frieren.«

Immer wärmer wird es im Neandertaler Wald, jetzt ist es schon richtig heiß, Benigna tropft der Schweiß von der Stirn, läuft ihr in die Augen, sie dringt immer tiefer vor in den Wald und murmelt nur mit den Lippen vor sich hin: »Was steht ihr denn hier, ihr Ärmsten, ach, ihr Ausländer, ihr kleinen Türken? Ich würd ja bei euch stehen bleiben, aber ich kann nicht, alles, was ich bei mir habe, ist über, alles, was ich hier bei mir habe, ist nicht mein.«

Da ist dann auch der geheime Stumpf, und bei dem Stumpf das ausgebreitete Jackett, zerknittert, als hätte eben noch ein Mann darauf gegessen. Oder gelegen, mit einer Zigarette im Mundwinkel, und steht jetzt hinter einem Baum. Benigna stürzt auf den Stumpf zu, legt, was über ist, auf das Jackett, und nichts wie zurück. So viel hat sie schon auf diesem Jackett abgelegt, und jedes Mal, wenn sie wiederkommt, ist da nichts. Das holt sich wohl jemand. Aber wer es sich holt und weshalb, das ist nicht mehr ihre, nicht Benignas Sache.

»Was bin ich Ihnen schuldig?«, fragte die Frau und steckte sich die nächste Zigarette an.

Drei Kippen hatte sie schon auf die Erde geworfen und mit dem Absatz ihres hohen Stiefels zertreten. Sie hinterließ in Benignas Hof, was ihr über war – sei's drum. Benigna winkte lächelnd ab: »Fahr du nur nach Hause. Koch dir einen Haferschleim, lass Wasser in die weiße Wanne, trink was, heimlich, dass dein Mann nichts merkt, aber nur ein Tröpfchen. Und wenn du den Kleinen badest, steig mit in die Wanne, mit deinem ganzen weißen Körper.«

Die Frau hörte nichts, sie meinte, ein Wind habe sie angeweht, trocken und heiß wie aus der Wüste, wo sie bei einer Reise mal einen Araber kennengelernt hatte.

»Nix!«, sagte der Junge. »Gar nix, Mama!«

Und Benigna nickte. Gar nix.

265 Benigna war auch so reich. Sie heilte schon so lange – so lange lebte kein Mensch. So oft war sie schon in den Neandertaler Wald gegangen – in der Zeit hätte man hundertundeinmal um den ganzen Andertaler laufen können. Benigna war so reich, dass sie mit jedem teilen konnte: Unter den Dielen beim Ofen hatte sie ein Einmachglas versteckt, darin war Geld genug für einen guten Sarg aus Kiefer. Mit Harzduft, nicht zu eng, nicht zu weit, gerade richtig zum Reinlegen und sich Zudecken mit der Welt. Da lagen sie, unter der besagten Diele, da lagen die Millionen im Glas. Ganze zwei Millionen. Das war doch ein hübsches Sümmchen. Teurer konnte ein guter Sarg nicht sein. Sie sollte der Schwester schreiben, fragen, was so ein Sarg heutzutage kostete, aber Benigna wollte nicht, das Schwesterlein würde sie auslachen und sagen: »Hör doch auf, legen wir dich lieber ins Krankenhaus«, ihr Schwager hatte das schon längst angeboten, ein Kumpel von ihm war Arzt in Pastawy, der konnte das alles wunderbar einfädeln.

Und wenn sie ehrlich war, offen sprechen würde wie mit dem See oder dem Wald, wollte Benigna sich gar nicht in den Kiefersarg legen. Auch nicht in Birke oder Furnier. Sondern sie wollte, dass diese Ausländer, diese zugereisten Türken im Neandertaler Wald, sie eines Tages riefen und zu ihr sagten: »Frau, was rennst du immer durch unseren Wald? Bleib doch bei uns, Babka, leb vor dich hin, wärm dich am Feuer und heul dir leise eins in deiner Omabrust: huuu, huuu ...« Wenn es dazu käme, wenn sie wüsste, dass zu Hause der unbequeme Kiefersarg für zwei Millionen auf sie wartete, würde Benigna dableiben, Hand aufs Herz, sie würde bleiben. Sie konnte ja schlecht im Andertaler Wald einfach tot unter der Erde liegen und Däumchen drehen. Autos würden vorfahren, Kinder, Männer, die Frauen dazu würden vor der Schwelle heruntappen, rauchen, fluchen, durchs Fenster schauen: »Wo sind Sie, Babuschka, wir sind den ganzen Weg von Minsk gefahren, heilen Sie uns, sonst erwürgen wir uns hier alle nach und nach, die Kinder auch, weil wir so nicht mehr leben können, heilen Sie uns, was sind wir Ihnen schuldig?« Und das Häuschen ist leer. Keiner da, der in den Neandertaler Wald gehen könnte,

Fremdes abladen, das Seine holen und mit den Menschen teilen. Wie sollte das angehen? Hatte sie denn das Recht, so mit den Menschen umzuspringen?

266

Deshalb musste sie hin. Nichts zu machen. Niemand würde sie im Neandertaler Wald anrühren. Die hatten sich gewöhnt. Was sollten sie auch gegen sie haben? Sie richtete ja keinen Schaden an, die alte Benigna lief flott, auch wenn die Beine schmerzten und der Rücken nicht mehr gerade wurde, hin und zurück – sie blitzten sie nur mit ihren roten Augen an, da war sie schon wieder auf dem Rückweg.

Sie konnte nicht im Grab den ewigen Schlaf schlafen. Zu viel Ärger für die Leute wär das. Erst mal das Häuschen finden. Und dann einen Sarg bestellen zehn Kilometer weiter, die Grube ausheben, den Popen kommen lassen, der Leichenschmaus ... Der Pope würde vielleicht gar nicht kommen zu ihr, auch nicht für zwei Millionen. Der Batjuschka glaubte nicht an den Neandertaler Wald. Aber Benigna nahm es ihm nicht krumm. Er konnte ja gar nicht dran glauben. Er war ja ein Kirchenmann.

Und um den Kater wär es schade. War zwar spinnert, der Hoffmann, aber schade wär es. Sie würde ihn mitnehmen in den Neandertaler Wald, da könnt er ihr um die Beine sein, sich wärmen, Knöchlein fressen. Sie durfte nicht sterben im Andertaler Wald, um keinen Preis, das war ihr verboten – von wem auch immer.

Wahrscheinlich gab es irgendwo so einen Mann, einen mächtig klugen, ansehnlichen, der ihr einmal gesagt hatte: »Nur du allein, Benigna, darfst in den Neandertaler Wald gehen. Also geh. Wen lassen sie denn sonst rein? Und ich verbiete dir zu sterben. Die Hoffnungen des gesamten Kollektivs ruhen auf dir. Des gesamten Menschheitskollektivs. Des großen und sehr unruhigen Kollektivs, das im Andertaler Wald lebt.«

Dieser wichtige Mann hatte Benigna vielleicht nie gesehen. Aber er wusste, dass es diese Frau gab, die am Waldrand lebte, direkt am Waldesufer. Er wusste alles, von Berufs wegen. Sein Name? Vielleicht Gott. Vielleicht auch Kanstancin, sagen wir Siamionavič. Über Gott wusste Benigna nicht so genau, wie und was. Über die Wälder schon. Dass es genau zwei gab.

Einer war der Andertaler.

Und der andere nicht.

Benigna selber hatte drei Männer gehabt.

267 Ihr erster lag gleich um die Ecke – ein Schritt vor die Tür, schon sah man es. Drüben, beim Johannisbeerstrauch, der schon seit Jahren nur für sich selber wuchs, ruhten seine weißen Knochen in der Erde.

Benignas erster Mann war aus heiterem Himmel gekommen. Runtergefallen, als sie noch jung war, als sie noch selber wusste und die Leute auch, in welchem Jahr Benigna geboren worden war und von wem. Inzwischen konnte Benigna selber nicht mehr sagen, ob es die Wahrheit oder ein Märchen war, aber irgendwie trieb ihr diese Geschichte immer wieder zu wie ein Wölkchen im Mai.

Eines Abends, vor vielen, vielen Jahren, war über dem Wald, wo der Pfad von ihrem Häuschen ins Waldesdunkel führt, wahrhaftig ein Engel erschienen. Sie war ihm nur mit den Augen gefolgt, denn der Engel senkte sich direkt ins Unterholz und war fort, als hätte es ihn nie gegeben. Nachts klopfte dann ein Bursche an ihre Tür, gänzlich mit Wald eingeschmiert, so machte das der Andertaler Wald immer, wenn er die Leute zum Besten halten wollte. Hinter sich hatte der Bursche weiße Flügel, zerrissen und schmutzig, und in der Seite ein blutendes Loch. Er kam rein und stürzte direkt vor dem Bänkchen zu Boden. Und auf seinem jungen Körper war so viel über, dass Benigna, ohne selbst zu verstehen, was sie da tat, ihn beim Ofen niederlegte und sich eilends in den Wald aufmachte, es abzugeben, beim Stumpf abzulegen und schleunigst in ihr Häuschen zurückzukehren.

Er blieb dann bei ihr. Parachutist hieß ihr erster Mann. Benigna gefiel dieser Name, in ihm klang das Rascheln des Waldes, und er dampfte warm. Zwar war er erst einmal schwer auszusprechen, aber das lernte sie, sie war ja nicht auf den Kopf gefallen, und wer in den Neandertaler Wald ging, der lernte auch schnell fremde Sprachen. Sie trug fort, was über war, kam zurück, und ihr wurde klar, dass der Bursche nicht vorhatte, sie wieder zu verlassen. Die Nacht verging, und am Morgen vermählten sie sich am See, der Engel wälzte sich auf sie, drückte sie in den Sand am Ufer, und sie erduldeten alles und dachte: »Wie leicht du warst, als du über dem Wald geflogen bist, und wie weiß dein Fallschirm war, wie eine Wolke, die sich von ihrer

Herde entfernt und sich in den Wipfeln des Waldes verirrt hat. Und jetzt bist du so schwer, wärest du am Himmel so ein Brocken gewesen, du hättest dich zu Tode gestürzt, und die Haare auf deiner Brust piksen, sie piksen, aus Erde bist du gemacht, aus der Erde, auf der der Andertaler Wald steht.«

Während sie mit ihm zum See gegangen war, hatte Benigna bei sich überlegt, ob sie mit Parachutist in den Neandertaler Wald gehen könnte, immerhin war er ein Mann, da wäre ihr wohler, aber von wegen! Als er Benigna zu Boden drückte und auf einmal irgendwie gänzlich in ihr drin war, ganz klein und dabei so groß, wurde ihr klar: So einen ließen sie nicht in den Neandertaler Wald, nein, er war ein Andertaler, ein Andertaler bis zum letzten Knöchelchen, einer von denen, die anzogen, was über war.

Benignas erster Mann, dieser Parachutist, wollte ihr immer von Belarus erzählen. Wie arm sie wäre, diese Belarus, und wie unglücklich, und er erzählte so von ihr, dass auch in Benigna sich Mitleid regte: Wo gab es denn so was, wie konnte man nur so unglücklich sein, wofür mussten sie diese Belarus dermaßen strafen? Hätte sie gekonnt, sie hätte Belarus ausgezogen, mit dem jungen Knoblauch ihre Haut gewärmt, sie abgerieben und nach den gewissen Stellen geschaut, ihr abgenommen, was über war, und es in den Neandertaler Wald getragen. Nach ihrer Rückkehr wäre es der armen Belarus vielleicht besser gegangen, vielleicht hätte Parachutist dann auch nicht mehr so ein Gewese um sie gemacht. Aber wie Belarus das alles abnehmen, wenn Parachutist sie für Benigna verlassen hatte? Und ihm jetzt nichts anderes einfiel, als ihr dummem Ding von seiner verlassenen Belarus zu erzählen. Wieder und wieder, ohne dass ein Ende in Sicht wäre.

Benignas erster Mann erzählte ihr alles über sich, und wenn er etwas verschwiegen haben sollte, so nahm sie ihm das nicht krumm – im Andertaler Wald musste niemand alles von sich erzählen. Im Andertaler Wald war es auch so schon kalt, und wenn man dann noch allen gestand, wer man wirklich war, konnte man sich vor Grausamkeit und Elend glatt zu Tode frieren. Sie hätten ihn aus dem Ausland hier eingeschleust, erzählte Parachutist, damit er die Leute gegen die Sowjetmacht aufhetzte. Geschickt hätten ihn die Merikaner, wenn auch nicht aus Amerika, sondern aus Deutschland, sie

hätten ihn nachts ins Flugzeug gesetzt und über dem Wald abgeworfen. Hätten ihm Funkgerät, Pistole und falsche Papiere mitgegeben und gesagt, er solle Belarus gegen das Regime aufbringen.

269 Benigna hörte ihm voller Mitgefühl zu, strich ihm über die Wange, über den Arm, über die stachlige Brust – so was, da hatten sie einen jungen Burschen mit einem so schönen Namen losgeschickt in den Andertaler Wald, und geschickt hatten ihn die Deutschen und die Amerikaner. Jetzt mussten sie völlig verrückt geworden sein im Andertaler Wald, konnten es nicht mehr erwarten, hatten so viel angesammelt, dass es ihnen bald zu den Ohren rauskam. Und jetzt rannten sie hier herum, halb erstickt, verloren, kannten weder Weg noch Steg, ohne Rücksicht auf Verluste. Und kamen auf Gedanken, dass Gott erbarm. Warfen einen Menschen vom Himmel wie einen Engel, aber der Mensch ist kein Engel, wenn man ihn aus dieser Höhe abwirft, stürzt er sich zu Tode.

Parachutist hatte die Füße noch nicht am Boden, da wusste er schon, dass er verraten worden war. Sie hatten gewartet auf ihn im Wald, schon lange gewartet, sie jagten ihn durchs Unterholz wie ein Tier, nur konnten Tiere sich im Neandertaler Wald selber verstecken, aber woher sollte ein Mensch die Schlupfwinkel kennen? Wer ließ ihn denn auf die Schleichwege? Sie hatten Parachutist angeschossen, aber nicht tödlich, nur leicht, seitlich, ein Durchschuss. Jung und kräftig, wie er war, kam er davon, lief die ganze Nacht durch den Wald, ohne zu wissen, was und wo. Das Funkgerät hatte er verloren, alles verloren, so erzählte es Benignas erster Mann, und er machte ein Gewese um dieses komische Funkgerät, fast wie um diese Belarus da.

Aus seinen Erzählungen ging hervor, dass nicht nur er in diesem Aeroplan gewesen war und noch weitere Parachutisten durch den Wald irren mussten. Ihr Mann erzählte das so hoffnungsvoll, dass Benigna selber glaubte, in ihrem Häuschen würden sich, wenn nicht heute, dann morgen, acht Burschen einfinden, alleamt blauäugig, blond und mit Löchern in der Seite. Genau wie ihr Parachutist. Und sie würden unter einem Dach leben, in Frieden und Eintracht. Benigna glaubte tatsächlich, das sei ihr Los: im Morgengrauen ans Ufer zu gehen, bei ihren Jungs einzusammeln,

was über war, es in den Neandertaler Wald zu tragen und sich abends Geschichten über die unglückliche Belarus anzuhören. Aber dann kam alles anders.

270 Zwei Tage darauf trat ein Mann aus dem Wald. Kein junger Parachutist mit Flügeln in seinem stolzen Rücken, sondern so eine unscheinbare Gestalt mit grauem Käppi.

»Die wollen meine Seele«, rief Benignas Mann erfreut und sprang aus dem Haus.

Noch bevor er dem Kerl mit dem Käppi die Hand schütteln konnte, kamen weitere aus dem Wald hervor, alle in Uniform, einer schöner als der andere, und alle Soldaten legten die Gewehre an, warfen mit andertalischen Wörtern um sich, als wäre jeder einzelne der große Boss. Die Hunde heulten los, der See stöhnte, ließ den Himmel in sich hineinstürzen, um nicht mitansehen zu müssen, was da vor sich ging, der Wald seufzte auf, die Krähen krächzten hämisch und zerfielen in blauem Dunst, und der Johannisbeerstrauch neigte sich ergeben, als wüsste er, was kommen würde.

Benignas Mann stürzte zu dem kalten See, barfüßig über den Sand, in dem sie mit ihm gelegen hatte, und anstelle der Flügel waren ihm kräftige, glänzende Flossen gewachsen. Er stieß mit dem Kopf gegen den Spiegel des Sees, die Scherben flogen Benigna ins Auge, und seither sah sie bei Sonnenschein nicht mehr gut. Der Himmel zersprang, und der See zersprang, und seither erkannte sie sich nicht mehr als junge Frau, wenn sie sich darin betrachtete. Denn was weiter geschah, erinnerte sie zwar, erinnerte sich aber nur ungerne. Ihr Parachutist war schon bis zur Mitte geschwommen, da schoss plötzlich einer der Soldaten, vielleicht auch alle zugleich. Und da bewegte ihr Mann die Beine so langsam, als schwömmen er im Himmel, dann erschlaffte er, schöpfte einen Mundvoll Wasser, trank einen Schluck, dann noch einen, ausgiebig, und dann hatte er genug getrunken, erstarrte und trieb in den Wellen des Sees.

»Aus«, sagte der Kommandeur.

Die Männer stapften am See herum, direkt am Ufer, wo Benigna damals gelegen hatte, sie prüften der Reihe nach das Wasser, trauten sich aber nicht hinein. Sie sollte warten, sie kämen bald wieder, und sie verschwanden im Wald.